

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 23.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. H. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Telegraph.

Erzählung.

Ich war noch sehr jung, als man in unserer Stadt einen Telegraphen erbauete. Das Geheimnißvolle und Wunderbare übt immer auf den Geist des Menschen eine gewaltige Macht aus, vorzugsweise aber auf das Gemüth des Kindes und ich kann nicht beschreiben, wie sehr meine Phantasie bei dem Anblicke der Maschine angeregt wurde, deren Riesenarme sich geräuschlos bewegen. Welche wunderbare Geschichten habe ich mir aus den Zeichen zusammengebaut, die durch die Luft befördert wurden, aus jenen Worten, die, ohne gehört zu werden, über die Städte und Dörfer flogen, aus den Kriegserklärungen, Verschwörungsanzeigen, Siegesbulletins und Hinrichtungsbefehlen, die still über die Häuser selbst derjenigen hinschreiten, die sich am meisten darüber freuen und sich am tiefsten betrüben sollen!

Die Stelle, an welcher man den Telegraphen errichtete, war übrigens ganz geeignet, ihm noch etwas Grauenhaftes zu geben; er stand mitten unter den Ruinen einer alten Feste aus dem Mittelalter und an der Stelle einer Burg, welche die Revolution in ihrem Beginne vollends zerstört hatte. Die riesenhaften Mauern der zertrümmerten Burg lagen umher gleich Felsenstücken, die ein Erdbeben umherstreut, und auf dem höchsten Punkte dieser gewaltigen Trümmer erhob sich der gebrechliche Bau, der stumme Theilnehmer an dem politischen Gespräche, das von einem Ende Frankreichs

bis zum andern geführt wird, der Ring jener Kette, die nur an den beiden Endpunkten Verstand hat.

Durch den kühnen Bau aus weichem Holze, den der Bergsturm in einer Herbstnacht entführen zu müssen schien, durch die spitze Form dieser Art Thurm, der sich auf der festen Burg erhob, erhielt der Telegraph eine gewisse Aehnlichkeit mit der revolutionären Regierung selbst, die ihn hatte aufführen lassen. Beide so ungleich dem, was vor ihnen gewesen, beide keck auf Ruinen stehend, beide gleich kühnen Titanen dem über ihnen tosenden Orkane widerstehend, schienen sie nur so lange dauern zu können, als jene Kriegsmaschinen dauern, welche man um belagerte Städte her aufbaut und die zusammenbrechen, sobald sie ihr Werk der Zerstörung verrichtet haben.

Der Mann, welcher das Haupt dieses Riesen mit den schwachen Füßen zu beleben, dem eisernen Mechanismus, der sich an demselben bewegte, einen Sinn zu geben, auf die Zeichen zu achten hatte, die an ihn gerichtet wurden, und sie weiter geben sollte, war ein Fremder, der in unserer Stadt gleich nach der Vollendung des Baues angekommen war. Auch auf ihn fiel ein Theil des Geheimnißvollen, das damals die ihm anvertraute noch wenig bekannte Maschine umgab.

Er war noch jung, hatte langes verworrenes Haar und seine Augen waren durch anstrengende Arbeit und durch den fortwährenden Gebrauch der Fernrohre geschwächt, die den Raum zwischen ihm und dem Telegraphen nach Paris wie dem der Bretagne abkürzten.

Auf seinem Gesichte lag die Blässe der Menschen, die ein sitzendes und eingezogenes Leben führen; er war abgemagert und gebeugt durch die Einsamkeit und eine zu gewaltige Phantasie.

Der Einsiedler Fulbert oder der Telegraphen-Mann, wie man ihn allgemein nannte, weil man lange seinen eigentlichen Namen nicht kannte, hatte auf seinen Thurm die ganze Ruhelosigkeit und alle Qualen mitgenommen, die in der Einsamkeit aus dem Mangel an Einheit zwischen der Seele und dem Körper, oder vielmehr aus dem Ungehorsam des Körpers gegen die Seele entstehen. Er sah zu oft unter sich, um nicht neben sich den Schwindel unsinniger Wünsche und ungestillter Sehnsucht zu finden; er war der Erde zu nahe, als daß er sich an ihren Ausdünstungen nicht hätte berauschen sollen; er war aber auch dem Himmel zu fern, um das Uebermaß seiner Kraft ihm zuzuwenden. Selten verließ er seine seltsame Wohnung. Sein Bett hatte er in einem untern Stocke des Thurmes und eine alte Frau brachte ihm einen Tag um den andern Wein, Brod und kaltes Fleisch. Auch an Nebeltagen, welche die eigentlichen Ruhetage des Telegraphen sind, und an den Decadi, den Sonntagen der Schreckenszeit, verließ er seinen Kerker nicht. An diesen Tagen sah man ihn nur öfterer als sonst auf der außen um den Thurm laufenden Galerie. Er schien sich mehr mit der Pflege seines Gartens zu beschäftigen, wie er zwei lange Holzkasten nannte, die er mit Erde gefüllt hatte und die einige Blumen enthielten.

Ganze Stunden lang stand Fulbert unbeweglich vor diesen seinen Blumen. Betrachtete er sie wirklich so aufmerksam? Fesselte ihn allein ihr Duft? Nein; seine Blicke und seine Gedanken waren dann fern von dem kleinen Garten bei einer andern einsamen und geheimnißvollen Blume.

Die kleine Stadt, welche der Telegraph überragt, zieht sich an dem Berge hin, auf welchem jener steht. Der Theil nach Paris zu ist der modernste, am meisten geschmückt; die nach der Bretagne zu liegenden Häuser dagegen liegen im Schatten des Berges versteckt und sind meist alt und ärmlich. Auf eines dieser Häuschen richteten sich die Blicke des Telegraphen-Mannes am häufigsten; denn er hatte, mit dem Fernrohre bewaffnet, an einem Fensterchen des Hauses, das von Bäumen beschattet war, bisweilen die Gestalt eines jungen schönen Mädchens bemerkt.

Diese liebliche Erscheinung beschäftigte ihn die ganze Zeit, welche der Unbekannte nicht seinem Amte widmete.

Mit welcher Freude sah er die Festtage nahen, an welchen die politische Maschine die Arme in den Schooß legen und ruhen durfte! Er betrachtete dann durch das Fernglas alle Bewegungen des Mädchens und wann er Abends sie selbst nicht mehr sehen konnte, sah er doch noch den Schimmer ihres Lichtes an ihrem Fenster und den Schatten ihrer Gestalt.

Anfangs machte er sich wohl einen Vorwurf aus der Keckheit und Indiscretion der Gläser, die ihm das Mädchen so nahe brachten, daß er, wenn er die Hände ausstreckte, sie hätte berühren und den Athem ihres Mundes fühlen können; bald aber überwand er diese Schüchternheit, dieses Zartgefühl und sein gieriges Auge schweifte durch die Macht der optischen Mittel in allen Reizen der züchtigen Jungfrau.

Er liebte das Mädchen mit verzehrender Leidenschaft; aber bald traten die Qualen der Eifersucht dazu. Was für Briefe waren es, die das Mädchen so oft las und wieder las? Wie oft hatte er sie belauscht, wenn sie an einem versteckten Plätzchen im Garten ein Papier aus dem Busen zog, um es wieder und wieder zu lesen! War es Freundschaft, war es die Liebe, die während des Lesens ihr das Blut nach den Wangen trieb? Ach nur einen Brief liest das Weib mit solcher Erregung, nur einen Brief birgt es so am Herzen, drückt ihn so auf die Augen, an den Mund, den Brief dessen, den sie liebt, nach dem sie sich sehnt, den Brief, der ihr auf einen Augenblick die Züge und die Stimme, die ihr so wohlgefallen, vor die Seele bringt. So dachte, so sprach bei sich der Einsame, bewegt von Schmerz und Eifersucht.

Das Leben dieses Mannes war durch viele Stürme erschüttert worden. Die Revolution hatte ihn als Professor der Mathematik an einer Schule gefunden, in welche der Zweifel und der Unglaube allmählig eingedrungen waren. Diese Schulen, welche von den Lehrern eine klösterliche Abgeschlossenheit verlangten, waren für dieselben Klöster ohne einen Gott. Als die Revolution alle Bande lösete, stürzte er sich in die Welt, die ihn aber nicht beachtete. Während der Stürme, die zerstörend Frankreich durchzogen, bot er vergebens seine Dienste den Männern und Parteien an, welche in dieser großen Tragödie auf einander folgten, in welcher der Henker Maschinist und Souffleur war. Vergebens wendete Fulbert seinen Erfindungsgeist auf die Bedürfnisse jener zerstörenden Zeit; er kam zu spät; die große Maschine der Revolution war bereits erfunden; der Doctor Guillotin hatte sich durch seine Ent-

deckung berühmt gemacht und mehr brauchte man für den Augenblick nicht.

Fulbert bemühte sich darauf, der Beförderung der Nachrichten und Befehle eine größere Schnelligkeit zu verschaffen. Er reichte mehrere Abhandlungen ein und zehrte sein geringes Vermögen durch Versuche auf. Man dankte ihm verbindlich, aber dabei blieb es. Er befand sich bereits in der tiefsten Armuth als er erfuhr, er, der die Aufgabe längst schon gelöst hatte, daß eine neue Maschine zu Signalen erfunden worden sei, welche die Verbindung der Hauptstadt mit den entferntesten Punkten des Landes sehr erleichtere, und daß die Regierung auf den Hauptlinien Telegraphen (wie man die Maschine nannte) errichten würde.

Fulbert reclamirte bei den Ministern und wies nach, daß er dieselbe Entdeckung schon längst vorgelegt habe; er erlangte indeß nichts weiter, als daß man ihm die Direction eines Telegraphen an einem kleinen Orte zwischen Paris und einem Hafen der Bretagne anbot. Um nicht Hungers zu sterben, nahm er die Stelle an und so kam er nach D.

Der Mann, der die Sache selbst vor allen erdacht hatte, ergründete auch bald den Sinn der räthselhaften Sprache, deren Agent er war, aber die verschiedenen Anfragen und Antworten, Befehle und Gegenbefehle, Anzeigen und Warnungen, die Symptome eines baldigen Krieges blieben ihm so gleichgültig, als hätte er in der Geschichte die Erzählung eines Landungsversuchs der Stuarts an den Küsten Schottlands gelesen. Was lag ihm an dem Gelingen oder Mißlingen der Unternehmung, welche an der Küste der Bretagne sich vorbereitete, da er das Räthsel nicht zu lösen vermochte, daß er sich fortwährend stellte: „liebt sie? beschäftigen sie Liebesbriefe so bedeutend?“

Endlich kam er auf den Gedanken, daß die politischen Ereignisse, die ihn so wenig berührten, die Bewohner des Hauses, das er so aufmerksam betrachtete, vielleicht lebhafter interessirten. Aus der Haltung des jungen Mädchens, aus dem aristokratischen Wesen der alten Dame, die sich bisweilen am Arme des Mädchens in dem Hofe oder dem Garten zeigte, aus dem Benehmen des alten Dieners, der ihnen von fern folgte, ließ sich wohl abnehmen, daß die Familie eine adelige sei, die sich in diese bescheidene Wohnung geflüchtet habe.

Anderer Beobachtungen erhoben diese Vermuthung zur Gewißheit. Eines Tages sah Fulbert das junge Mädchen an dem Fenster sitzen und ein Kästchen öff-

nen, aus welchem sie mit sichtbarer Rührung ein Papier nahm, das sie langsam auseinander schlug. In diesem Papiere befand sich eine Locke von silberweißem Haar und ein Ludwigskreuz, auf das die Thränen des jungen Mädchens fielen.

Eine andere Entdeckung machte Fulbert, nachdem die alte Dame längere Zeit krank gewesen zu sein schien. Eines Morgens trat ein alter Mann vorsichtig in das Haus; er wurde sehr ehrerbietig empfangen und schien ein Geistlicher zu sein. Bald darauf schimmerten zwei Lichter hinter den sorgfältig verhangenen Fenstern und offenbar laß der geächtete Priester mit Gefahr seines Lebens in dem Zimmer der Verfolgten eine Messe.

In den ersten Tagen des Frühlings erschien einfi das Mädchen, das Fulbert Antoinette nannte nach seiner Mutter, schöner und heiterer in dem Gärtchen an dem Hause. Er hatte sie nie so lebhaft, so von inniger Freude durchdrungen gesehen; nie hatte sie dem alten Diener so freundlich zugewinkt. Der Alte wies auf ein Fenster des Häuschens, das einzige, welches noch nicht geöffnet war, und schüttelte lachend den Kopf. Das Mädchen blickte ebenfalls nach dem Fenster hinaus, sah dann nach ihrer Uhr und zuckte die Achseln, als hätte sie sagen wollen: „er beeilt sich nicht eben sehr, zu mir zu kommen. Schon ist es sieben Uhr und ich bin noch allein im Garten.“

Der Mann vom Telegraphen schien wirklich die Gedanken des jungen Mädchens errathen zu haben, denn bald darauf erschien im Garten ein junger schlanker Mann mit sanften aber stolzen Zügen, der lächelnd ihr entgegenging, die ihn ohne Zweifel erwartet hatte. Der junge Mann sah Antoinetten etwas ähnlich, war aber sehr blaß; seine großen schwarzen Augen waren ein wenig eingefallen.

Er erfaßte die Hand des jungen Mädchens und küßte sie. Der Unglückliche, welcher von seiner Wohnung herab die Wirkung dieses Kusses beobachtete, bemerkte in den Augen Antoinettens so großes Entzücken, so viel Glück und Liebe, daß er über sein Unglück nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Lange sah er beide nebeneinander in dem Garten auf- und abgehen, während Antoinette ihren Arm auf den Arm des Freundes stützte. Er sprach mit Feuer; sie hörte ihn an, ohne etwas zu sagen, blickte lächelnd zu ihm auf, als ob die Gefühle, die in den Worten des Geliebten überströmten, längst schon auch in ihrem Herzen geschlummert hätten.

Die jungen Leute hatten den Garten lange schon verlassen, als der Mann vom Telegraphen noch immer unverwandt dahin blickte. Tausend schreckliche Pläne durchkreuzten sich in seinem Kopfe.

Abends erschienen die Liebenden wieder in dem Garten und der Eifersüchtige verlor das Wenige von seinem Verstand, das ihm noch geblieben war, vollends, als er sie Arm in Arm nach der Laube wandern sah. Er vermochte nicht länger zu widerstehen, stieg von dem Thurne herab, verließ seine Wohnung, schlich an den Häusern hin und gelangte in das schmale Gäßchen, an welches der Garten Antoinettens grenzte.

Am Fuße der Mauer horchte er, aber er vermochte nichts von den Worten zu vernehmen. Endlich entdeckte er eine Thür, die unverschlossen war; er trat ohne Zögern ein und schlich sich nach der Laube, in der sich die Liebenden befanden.

Es war noch hell genug, daß er sie Beide neben einander sitzen sehen konnte. Dieser Anblick beruhigte ihn in etwas und er dachte bei sich: „Gott sei Dank, sie lieben einander nicht. Sie sind Verwandte.“

Er hörte jetzt deutlich ihre Worte und das junge Mädchen sagte:

„Wir müssen uns also trennen, Gaston.“

— „Ja, wir müssen scheiden, meine theuere Louise,“ antwortete der junge Mann.

Bei dem Namen Louise fühlte sich der Lauscher tief bewegt. Also auch den Namen Antoinette, der ihm so theuer war, mußte er aufgeben. Alles war bei dieser verderblichen Liebe Täuschung, nichts wirklich als seine Verzweiflung.

Das Mädchen fuhr fort:

„Wie traurig aber ist der Abschied, Gaston, da es sich um Krieg, um Kämpfe, um ein so gewagtes Unternehmen handelt, wie es das Eurige ist.“

— „Ist uns bei dem gewagten Unternehmen, wie Du es weißt, nicht Alles bis jetzt günstig gewesen? Es wird auch glücklich zu Ende geführt werden. Gewiß war es schwieriger, krank wie ich war, durch das ganze republikanische Frankreich hindurch zu reisen, den Spionen, Richtern und Henkern zu entgehen, um zu meinen Brüdern zu gelangen, als es das Uebrige ist. Noch zwei Tage und ich bin in der Bretagne.“

„Ach Gaston, man kann noch im Hasen Schiffbruch leiden. Ich zittere, wenn ich an die Gefahren denke, denen Du Dich aussetzest.“

— „Du zitterst, Louise? Du liebst mich also wirklich ein wenig?“

„Bist Du nicht mein Vetter?“ antwortete sie mit bewegter Stimme.

— „Freundschaft also, nur Freundschaft! Ach, Louise, wer weiß, was mich am Ziele erwartet? Gehe ich zum Siege oder zum Blutgerüste? Ich weiß es nicht, doch der Wille Gottes geschehe! Ich habe gethan, was ich thun mußte. Aber um den Sieg zu verschönern, um mich in der Niederlage zu trösten, bedarf ich ein Liebespfand. Louise, laß mich nicht weiter ziehen, ohne mir zu sagen: was auch geschehen möge, ich liebe Dich mehr als einen Freund, ich liebe Dich wie den, welchen man sich zum Bräutigam, zum Gatten wünscht. Soll ich fortgehen, Louise, ohne diesen Ring mitzunehmen? Warum entziehst Du mir Deine Hand? Du hattest mir versprochen.“

„Nichts,“ entgegnete sie mit dem lieblichsten Tone ihrer Stimme, „und übrigens bist Du noch nicht fort. Auch,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „erzählst Du mir nichts von dem Plane, nach welchem Ihr handelt, und von den Hoffnungen, auf die Ihr bauet.“

— „Wir haben den Plan, die weiße Fahne aufzupflanzen, zu siegen oder zu sterben für Gott und den König,“ antwortete der Verbannte; „eine große Anzahl royalistischer Offiziere und Freiwilligen ziehet in diesem Augenblicke von verschiedenen Punkten Frankreichs nach dem Lande der Treue, der alten Bretagne. Mein Bruder geht auf einem andern Wege nach demselben Ziele. Wir werden bald einander wiedersehen. Das Hauptquartier, der Sammelplatz ist das Schloß Sablonnière, in welchem wir einen königlichen Prinzen finden werden und die Zeit zum Handeln abwarten. Das Signal zur Bewegung wird von Lorient ausgehen. Unsere Maßregeln sind gut getroffen; die Truppen, welche jene Stadt vertheidigen, sind gewonnen; wir haben Freunde und Anhänger unter den Einwohnern und selbst unter den republikanischen Beamten. Am 10. Juni Abends um acht Uhr werden Schiffe mit Ausgewanderten in dem Hasen einlaufen; wir erscheinen bewaffnet vor den Thoren der Stadt und werden uns, in Verbindung mit den Landungstruppen, des Hafens und der Stadt bemächtigen im Namen Sr. Majestät Ludwigs XVIII.“

„Am 10. Juni um acht Uhr?“ wiederholte Louise.

— „Ja, Louise, gedenke des Tages und sage dann zu Dir: jetzt verdient sich Gaston seine Sporen und bemüht sich, Deiner würdig zu werden.“

„Ich werde es nicht vergessen,“ sprach sie mit einem Seufzer.

— „Auch ich nicht,“ dachte Fulbert bei sich, der Alles gehört hatte.

Die Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten nahm darauf allmählig den Charakter wieder an, den sie gehabt hatte, ehe Louise ihren Better auf die großen Ereignisse brachte, die sich vorbereiteten. Gaston erneuerte seine Bitten, um von Louisen ein Pfand zu erhalten, das sie an das Schicksal des Verbannten knüpfte. Er bat mit der Beredsamkeit, die die wahre Liebe so eindringlich und gewaltig macht. Die anfangs bestimmt ausgesprochene Weigerung schien sich allmählig in einzelne Worte zu verlieren, die mit tief bewegter Stimme gesprochen wurden. Der Eifersüchtige zitterte in dem Dunkel, das ihn barg, und das Geräusch, das er machte, erschreckte die Liebenden. Louise trat rasch aus der Laube heraus, entweder weil sie das Geräusch gehört hatte oder weil sie in der Flucht das Ende der Bewegung suchte, die durch die Zeit, den Ort und ihre Liebe für sie gefährlich zu werden drohete. Gaston folgte ihr, rief sie und eilte ihr nach dem Hause zu nach.

Diese Flucht Luizens, dieses Widerstreben gegen die Bitten ihres Betters retteten diesen vor der Gefahr, in die ihn die Entdeckung seines Geheimnisses bringen konnte. Dieses Geheimniß befand sich in der Hand eines Feindes, der sichere Mittel besaß, die Pläne der Verschworenen schnell nach Paris zu melden. Zum Glück für Gaston hatte der Lauscher nur Gedanken für seine Liebe, die durch den Reiz der Stimme, die er gehört hatte, noch viel gewaltiger geworden war. Wenn der Nebenbuhler ihm in der Laube als begünstigter Liebhaber erschienen wäre, wenn er erlangt hätte, was er bat, das Geständniß der Liebe, so hätte vielleicht Fulbert in der Wuth der Eifersucht an die Waffe gedacht, die in seine Hand gegeben war und die zugleich seiner Leidenschaft, wie seiner politischen Meinung dienen konnte. Aber Louise hatte immer „nein“ gesagt; ihre Stimme war zwar sehr bewegt gewesen, aber der Verbannte war ihr Better und die Theilnahme, die sie ihm bewies, brauchte nicht gerade Liebe zu sein; sie floh, ohne ihm etwas zu bewilligen. Uebrigens sollte der junge Mann am nächsten Tage abreisen.

Aber wenn der verhasste Gaston seine Bitte wiederholte, wenn er glücklicher als jetzt, erlangte, was er wünschte!? In diesen Gedanken verließ Fulbert den dunkeln stillen Garten und kehrte in seine Wohnung

zurück, ohne dort die Ruhe zu finden. Tausend böse Gedanken, tausend peinigende Bilder quälten ihn; angekleidet warf er sich auf sein Lager, um gleich mit Tagesanbruch seine Beobachtungen fortzusetzen und dem Abschiede dessen zusehen zu können, dessen Gegenwart für ihn die Quelle so schrecklicher Unruhe war.

Die Sonne erschien am Horizonte, als der nächste Telegraph das Zeichen gab, daß von Paris aus Signale erfolgen würden. Die ersten Worte der ersten Depesche fesselten die Aufmerksamkeit Fulbert's. Es war ein Befehl an den republikanischen General, der die Truppen von Finistere befehligte, in der Nacht vom 8. Juni das Schloß Sablonniere zu besetzen, das Feinden der Republik, Ausgewanderten und Chouans als Zufluchtsort diene. Der General sollte alle darin Befindlichen festnehmen und nach Orient bringen lassen, wo man sie sogleich vor ein Kriegsgericht stellen würde.

Fulbert theilte den Befehl weiter mit; es war seine Pflicht; er mußte gehorchen; aber ihm blieb nun noch etwas zu thun übrig; er mußte den Verbannten, dessen Geheimniß er erlauscht hatte, warnen und ihn hindern, dem gewissen Verderben entgegen zu gehen. Das war sein anderer Gedanke. Vor der wirklichen Gefahr, welcher der Offizier ausgesetzt war, schwanden die Träume seiner Eifersucht und er nahm sich deshalb vor, sogleich zu den jungen Leuten zu eilen.

Ehe er ging, kam es ihm leider in den Sinn, erst noch einmal hinzusehen, was in dem Garten vorgehe. Der Garten gewährte noch immer den gewöhnlichen ruhigen Anblick. Ein Mann ging langsam, reisefertig, in demselben auf und ab. Fulbert erkannte den Offizier vom vorigen Abende; er schien auf Jemanden zu warten und brach in der Ungebuld rechts und links Blumen ab, die er dann zerpflückte und auf den Weg streuete. Der Anblick des Offiziers erregte in dem Herzen Fulberts den Haß der Eifersucht wieder, der seine gute Absicht wankend machte. Warum die neue Zusammenkunft fern von den Augen der Mutter Louizens? Was können sie einander bei dem Abschiede zu sagen haben, das sie jedem Dritten zu verheimlichen wünschen?

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Musikalische Anekdoten.) Vor mehreren Jahren lebte in Paris ein gewisser Baron von Bage, ein ungeheuer reicher, origineller und geistreicher Mann, Einer der ausgezeich-

netsten Dilettanten und eifrigsten Melomanen, die es jemals gegeben hat. Er wollte durchaus für einen sehr gelehrten Musikkenner gelten, nahm sich der Interessen der Kunst mit Leidenschaft an und schmeichelte sich, die musikalische Ausbildung der meisten Componisten seiner Zeit vollendet zu haben.

Der Baron hatte auch den damals in Paris lebenden deutschen Componisten K. kennen gelernt, der die Laufbahn erst vor Kurzem betreten. Der junge Künstler lebte sehr zurückgezogen, hatte noch keinen Ruf, besaß aber viel Talent, Eifer und Ehrgeiz und suchte sich an den Baron anzuschließen, den man ihm als einen wohlwollenden und freigebigen Beschützer, als wahren Mäcenat geschildert hatte. Bei einem Besuche, den er demselben machte, überreichte er ihm eine Partitur und bat ihn um seine Ansicht darüber.

„Sehr gut,“ antwortete der Baron; „Sie besitzen Feuer, Geist und Poesie; aber diese glänzenden Eigenschaften reichen nicht hin, um ein großer Künstler zu werden; diese natürlichen Gaben müssen durch die Wissenschaft belebt und befruchtet werden. Es fehlt Ihnen noch an Kenntnissen, lieber Freund; nehmen Sie Unterricht bei mir; ich stehe Ihnen wöchentlich drei Stunden zu Diensten und zweifle nicht, daß Sie bei meiner vortrefflichen Methode und Ihren glücklichen Anlagen bald ersetzt haben werden, was Ihnen noch fehlt; da ich Sie indes durch diese Unterrichtsstunden nicht benachtheiligen will, so wird der Lehrer den Schüler bezahlen. Ich gebe Ihnen einen Louisd'or für die Stunde.“

K. war, wie alle junge Künstler, welche sich noch keinen Namen gemacht haben, so arm an Geld, wie reich an Hoffnungen und der Vorschlag des Barons Wage fand also seinen vollkommenen Beifall. Er versahnte nie, zu der bestimmten Stunde an den festgesetzten Tagen sich zu seinem Lehrer zu begeben und bewies darin eine exemplarische Pünktlichkeit.

So vergingen sechs Monate und der Baron gab, treu seinen Versprechungen, nach jeder Unterrichtsstunde seinem Schüler den versprochenen Louisd'or. Eines Tages aber, entweder weil ihm der Schüler zu pünktlich war oder weil er glaubte, derselbe habe nichts mehr zu lernen, kündigte er ihm an, daß er den Unterricht einstellen werde.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte er, „wissen Sie genug und können sich durch eigene Kraft forthelfen.“ —

Einer der berühmtesten Violinisten des vorigen Jahrhunderts, Puppo, wurde vor das Revolutionstribunal in Paris beschieden und er antwortete auf alle Fragen, die man ihm vorlegte, durchaus weiter nichts als: „ich spiele Geige, ich spielte Geige, ich werde Geige spielen.“ Und diese beredte Vertheidigung führte seine Freisprechung herbei. —

Ein Musiker war von einem Dorfe in Piemont beauftragt worden, eine Messe zu componiren. Er besaß einige Partituren, und entlehnte aus diesen bedeutende Stücke, ließ sich aber bei dieser Wahl nicht immer durch richtige Kritik leiten. So fand er z. B. für die Worte des Credo nichts Geeigneteres,

als die Musik einer Scene aus „Orpheus in der Unterwelt“, welche die Worte enthielt: „Durch meine Thränen laßt Euch rühren“. Der Chor der Dämonen antwortet darauf: „nein!“ Nun denke man sich den Unwillen der versammelten andächtigen Frommen, als sie nach den Worten, welche der Priester sprach: Credo in Deum patrem, den Gesang wiederholen hörten: „nein! nein!“ Man wollte den Componisten steinigen und er entkam nur durch Zufall mit heiler Haut.

(Die griechische Heldin Bobolina.) Ein Engländer, ehemaliger Philhellene, hat im vorigen Jahre Griechenland wieder besucht und auf Spezzia das Schicksal der Heldin Bobolina erfahren, die im Anfange des griechischen Freiheitskampfes eine so große Rolle spielte. „Die Amazone Bobolina,“ sagte er, „die in den ersten Jahren der Revolution so großen Ruhm erwarb, war auf Spezzia geboren und besaß drei Schiffe, die sie für den jungen Staat ausrüstete. Bei vielen Gelegenheiten, namentlich in Argos und Tripolizza, bewies sie einen Muth, der einem alten Palikaren Ehre gemacht haben würde. Ihr Ende war für die halb barbarischen Sitten der Zeit sehr charakteristisch. Ihr Sohn hatte sich in eine schöne Helena der Insel verliebt, welche bereits einem Andern versprochen war. Trotz der eiferfüchtigen Beschränkung, denen der Umgang zwischen beiden Geschlechtern unterworfen war, fanden die beiden Liebenden Gelegenheit, mit einander zu sprechen und eine Flucht von der Insel zu verabreden, die denn auch glücklich ausgeführt wurde. Der Vater der Schönen begab sich, sobald er die Flucht erfuhr, in aller Schnelligkeit mit seinen drei Söhnen nach der burgähnlichen Wohnung Bobolinas und verlangte die Auslieferung seiner Tochter. Die Frau hatte vorher eine Andeutung über die feindseligen Absichten des Mannes erhalten und er fand deshalb bei seiner Ankunft das Haus verbaricadirt. Es fand eine Unterredung zwischen Bobolina an einem der obern Fenster und den Besatzern statt, die sich unter dem Hause bewaffnet aufgestellt hatten. Die Amazone betheuerte, daß weder die Entflohenen, noch ihr Sohn sich in dem Hause befinde und daß sie überhaupt von einer Entführung, wenn eine solche stattgefunden habe, nichts wisse; die Belagerten ihrer Seite glaubten an diese Betheuerungen nicht und verlangten eingelassen zu werden, um Nachsicherung in dem Hause zu halten. Dies verweigerte Bobolina bestimmt und die Belagernden schossen nun gegen das Haus. Bobolina fiel gleich im Anfange, von einer Pistolenkugel in den Kopf getroffen. Die Flüchtigen hatten die Insel wirklich verlassen, sonst würde ohne Zweifel noch mehr Blut vergossen worden sein. — Bei meiner Anwesenheit auf Spezzia, sagt der Engländer hinzu, war der Friede wieder hergestellt und der Sohn der Heldin Bobolina lebte auf dem freundschaftlichen Fuße mit seinem Schwiegervater und seinen Schwägern, von denen Einer der Mörder seiner Mutter sein mußte.

(Bilder aus dem Leben der Afghanen.) Seit die Engländer durch die Afghanen eine so entsetzliche Niederlage er-

litten haben, erregt dieses thatkräftige und freiheitsstolze Volk neues Interesse und wir theilen deshalb aus dem eben erschienenen Werke des bei dem Aufstande in Kabul ebenfalls ermordeten Burnes, von dem man sagt, er habe Asien besser gekannt als irgend ein Sterblicher, Einiges zur Charakteristik der Afghanen mit: „Pferderennen sind eine Lieblingsunterhaltung und man bereitet die Pferde gewöhnlich vierzehn Tage bis drei Wochen vorher dazu vor, was auch nöthig ist, denn ein Wettrennen dort ist eine ganz andere Sache als bei uns, da die Pferde vierzig bis fünfzig (engl.) M. weit laufen, dabei oft durch Moräste waten und durch Flüsse schwimmen müssen; gewöhnlich jedoch ist die Rennbahn eine mit dem schönsten Rasen bewachsene weit gedehnte Ebene. Das Schauspiel ist im höchsten Grade interessant, da nicht blos die Wettreitenden, meist ungefähr zwanzig an der Zahl, aufbrechen, sondern die ganze anwesende Gesellschaft, hundert bis fünfhundert Reiter, sie wenigstens mehrere Meilen weit begleiten. Ein Kampfrichter ist vorausgeschickt worden und die Wettreitenden kommen selten vor dem nächsten Tage zurück. Die Preise sind gewöhnlich eine Anstrengung allerdinge werth; bei einer Gelegenheit, wo der Geber ein reicher Mann war, bestand der erste in einem jungen Mädchen von seltener Schönheit, der zweite in fünfzig Schafen, der dritte in einem Knaben, der vierte in einem Pferde, der fünfte in einem Kamel, der sechste in einer Kuh und der siebente in einer Wassermelone, deren Gewinner ein Gegenstand des Scherzes und der Neckereien wird. Eine andere und noch unterhaltendere Art des Wettrennens ist die folgende: ein Reiter nimmt eine Ziege vor sich auf das Pferd und jagt damit in vollem Galopp davon; fünfzehn bis zwanzig Andere sehen ihm nach und wer von diesen die Ziege ergreifen und dem Andern entziehen kann, behält sie zur Belohnung. Die Schnelligkeit, mit welcher die Ziege oft den Herrn wechselt, ist sehr lächerlich, aber das arme Thier wird freilich in dem Wettkampfe um seinen Besitz häufig in Stücke zerrissen.“ —

„Die Männer verkaufen hier ihre Frauen, sobald sie derselben überdrüssig geworden sind. Dies kommt keineswegs selten vor, der Mann muß sie jedoch vorher ihrer Familie anbieten und den Preis nennen, den er für sie verlangt. Geben ihm die Verwandten die geforderte Summe nicht, so steht es ihm frei, die Frau an jeden andern zu verkaufen. Nach dem Tode eines Mannes werden alle seine Weiber das Eigenthum seines nächsten Bruders, der sie heirathen und verkaufen kann, wie es ihm beliebt, sie jedoch in dem letztern Falle ebenfalls vorher ihrer Familie anbieten muß. — Ein Mann, der eine heirathsfähige Tochter hat, muß dem Mir Anzeige davon machen, der seinen ersten Eunuchen absendet, um das Mädchen besichtigen zu lassen; ist sie hübsch, so nimmt er sie für seinen Herrn mit sich; ist sie es nicht, so giebt er die Erlaubniß, das Mädchen an einen andern Mann zu verheirathen. — Für den größten Beweis der Klugheit und Geschicklichkeit einer Frau gilt es unter den Afghanen, wenn sie Geld zu sammeln versteht. Als die Hufa Begum, die berühmte Königin des Shah Subsha, starb,

wurde zu ihrem Ruhme überall besonders hervorgehoben, sie habe eine ansehnliche Geldsumme gesammelt. — Das Geld, welches die vornehmen Damen in Afghanistan für ihre eigenen Bedürfnisse erhalten, heißt nicht Rabelgeld, sondern „Surkisu-sidi“ d. h. Schminkegeld. Die afghanischen Damen sind, wann sie öffentlich erscheinen, ganz weiß gekleidet und völlig verhüllt; sie gehen langsam einher und gleichen deshalb wirklich Gespenstern. Trotz allem, was wir erzählt haben, üben die Frauen in Afghanistan einen bedeutenden Einfluß aus. Dost Mahomed Khan schrieb zu einer Zeit, als ihm an einem bestimmten Verfahren seiner Brüder in Kandahar viel gelegen war, an seine Schwester, die sich ebenfalls dort befand, und empfahl ihr dringend, sie auf dem rechten Wege zu erhalten, wodurch er denn bewies, daß man die Frauen selbst in wichtigen Staatsangelegenheiten um Rath fragt.

(Der Wasserhahnenfuß.) Der Wasserhahnenfuß (*Ranunculus aquaticus*) soll nach der englischen Zeitschrift: *Gardener's Chronicle* eine uns bis jetzt nicht bekannt gewesene wichtige Eigenschaft besitzen: an ruhigen Stellen eines langsam fließenden Flusses, oder in stillen Teichen, heißt es, schwimmt diese hübsche wilde Blume in ihrem Schmuck von Grün und Silber. Sie bildet da einen Teppich von glänzenden Blättern, auf denen sich Tausende von glänzend weißen becherförmigen Blüten zeigen. Sie erscheint in den warmen Tagen des Aprils und verschwindet in der Mitte des Sommers. In dieser kurzen Zeit hat sie jedoch dem Menschen größere und wichtigere Dienste geleistet, als die Bäume zu leisten vermögen, die sie beschatten. Ihre langen saftreichen Wurzeln breiten sich nach allen Richtungen hin unter dem Wasser aus, das über ihnen steht und fließt, und saugen begierig alle Unreinigkeiten auf, welche dasselbe enthält. Durch sie wird dem Wasser die Fähigkeit genommen, ungesunde Dünste auszuströmen und die Sümpfe entbehren ihre auf die Gesundheit der Menschen so nachtheilig einwirkenden Eigenschaften so lange, als solche Blumen auf ihnen wachsen.

(Gläserne Westen.) Nachdem wir lange nichts über die Fortschritte der Glasweberei erwähnt gesehen haben, lesen wir in einer englischen Zeitschrift: Die sinnreiche Entdeckung, das Glas in eine Substanz zu verarbeiten, welche der reichsten Seide gleicht, wird jetzt in ziemlichem Umfange zur Ausführung gebracht und man sieht namentlich Westen für Herren, Damenkleider und andere Gegenstände des Schmuckes in den glänzendsten Mustern. Dieser Stoff übertrifft an Biegsamkeit und Weichheit selbst die Seide und in Hinsicht auf die Dauer (welche allerdings in den Kreisen, auf die der Stoff jetzt beschränkt ist, keine besondere Berücksichtigung findet) steht er natürlich weit höher. Wenn die Fabrikation noch einige Mängel beseitigt hat, die allerdings noch immer bestehen, wird der Glasstoff sicherlich allgemein getragen werden. Wenn man eine richtige Vorstellung von seinem prachtvollen Aussehen erhalten will, muß man namentlich Fenstergardinen von diesem Stoffe betrachten,

durch die das Licht fällt und sich in in allen Farben bricht, wie in einem Gewebe von Edelsteinen.

Generalcorrespondenz.

Ein Chinese, welcher dem Märtyrertode eines christlichen Missionärs beiwohnte, fühlte sich von der Unerschütterlichkeit, mit welcher dieser Mann starb, so gewaltig ergriffen, daß er selbst ein Christ wurde. Er schiffte sich nach Europa ein und pilgerte nach Rom, wo er sich der Malerei widmete. Er hat in seiner Kunst bedeutende Fortschritte gemacht und in London ist gegenwärtig ein Gemälde von ihm ausgestellt, dessen correcte Zeichnung wie lebhaftes Colorit allgemein gerühmt werden. Der Gegenstand ist „der Tod des christlichen Missionärs,“ dessen Zeuge er selbst war und der die Aenderung seines Glaubens und seines Lebens veranlaßte. —

Bekanntlich wurden in den finstern Zeiten früherer Jahrhunderte Prozesse auch gegen Thiere und selbst leblose Gegenstände geführt und Strafen gegen dieselben ausgesprochen. Wir halten dies jetzt kaum noch für möglich und doch besteht die Sitte noch heutigen Tages in England. Bei einem Prozesse gegen einen Mann, der zufällig seinen Diener erschossen hatte, weil er ihn für einen Dieb hielt, sprach vor wenigen Wochen die Jury in einer kleinen englischen Stadt eine Strafe von 1 Pf. St. gegen das Gewehr aus und trug darauf an, daß dasselbe sofort vernichtet werde. — Ein anderer Beweis dafür, wie weit die Engländer in manchen Dingen noch zurück sind, ist der ungeheuerer Absatz, welchen bei ihnen noch immer allerlei sogenannte Geheimmittel der zahlreichen Quacksalber und „Chemiker“ finden, die ihre Wunderessenzen u. mit der unverschämtesten Frechheit in allen Zeitungen ausposaunen. Die Regierung hat auf diese Geheimmittel eine Abgabe gelegt und dieselbe brachte im Jahre 1841 nicht weniger als 350,000 Thlr. ein. —

In der amerikanischen Fabrikstadt Lowell erscheint eine kleine Monatschrift: Lowell Offering, welche ausschließlich von Mädchen geschrieben wird, die in den dortigen Fabriken beschäftigt sind. Eine große amerikanische Zeitung bezweifelt es, ob irgend eine Anzahl junger Damen aus den gebildeten Familien irgend einer Stadt im Stande sei, correcter und anziehender zu schreiben als jene „Fabrikmädchen.“ —

Der Engländer Sturge, der ein Werk über die Vereinigten Staaten geschrieben hat, erzählt, es lebe in New York ein Spanier von Cuba, der früher Selavenhändler in Havanna gewesen und einst der Rache eines Negerers beinahe als Opfer gefallen sei. Er hatte dem Selaven eine harte Strafe für den nächsten Tag angekündigt, der zur Verzweiflung getriebene Afrikaner versteckte sich aber in dem Zimmer seines Herrn und erstach in der Nacht die Frau desselben aus Versehen, da der Dolchstoß dem Herrn geglitten hatte. Drei Neger wurden mit dem Thäter als Mitwissende gehangen, der Spanier aber war so in

Angst gesetzt worden, daß er Havanna verließ und sich nach New York wendete. Dort betreibt er indes seinen schändlichen Handel noch immerfort und er soll im vorigen Jahre dadurch einen reinen Gewinn von hunderttausend Dollars gemacht haben. Er lebt in New York im größten Luxus und gilt für einen sehr lebenswürdigen Mann, aber erfüllt von dem unverföhnlichsten Hasse gegen alle Schwarzen. Freilich, wer einen Menschen mordet, ist ein Missethäter, wer aber Tausende um das Leben bringt, gilt für einen Helden. —

Ein Besuch in der italienischen Oper in Athen soll einen höchst merkwürdigen Anblick gewähren; die Mischung von Fezis und Hüten, Mänteln und Palletots, Beinkleidern und Justanellen macht einen fast grotesken Eindruck. Man kann sich kaum eines Lächelns enthalten, wenn man grimmige alte Palikaren eine Cavatine der Primadonna bellatschen sieht. —

Seit langer Zeit ist wahrscheinlich der Nachlaß eines Künstlers so ungeheuer hoch bezahlt worden, wie die Zeichnungen, Skizzen, vollendeten und nicht vollendeten Gemälde David Wilkie's, die im Anfange März in London versteigert wurden. Es waren gegen 700 Gegenstände und die unbedeutendsten Skizzen, die Wilkie auf seinen Reisen flüchtig auf Papier geworfen hatte, wurden mit 20 bis 90 Guineen bezahlt, weil die Herausgeber von Stahlstichen einander um die Bette überboten; so finden wir: ein Dragoman mit seiner Tochter 90 Guineen, ein Dragoman 51 Guineen, ein Maulthiertreiber 49 Guineen. In demselben Verhältnisse wurden die Skizzen in Del bezahlt, z. B. ein „Tartar, der die Einnahme von St. Jean d'Acre erzählt,“ mit 175, „der Brieffschreiber,“ höchst unbedeutend, sogar mit 425 Guineen und „die Schule,“ ein zwar schönes, aber noch nicht vollendetes Gemälde, mit 720 Guineen (nahe an fünfshalbtausend Thaler!). —

Victor Hugo reiset in diesen Tagen nach Algier ab, von wo aus er eine längere Wanderung durch die Länder des Orients zu machen gedenkt. Jedenfalls bringt er eine interessante Beschreibung seiner Reise mit zurück. —

Ein Herr Griffiths in Birmingham hat dem Prinzen von Wales ein Paar Pistolen überreichen lassen, die zusammen nicht mehr als drei Loth wiegen. —

Unter den Unglücklichen, welche bei dem schrecklichen Unfälle auf der Eisenbahn von Versailles nach Paris am 8. Mai d. J. auf so gräßliche Weise ihr Leben verloren, befand sich bekanntlich auch der berühmte Admiral Dumont d'Urville, der dreimal die Erde umschiffte hatte und Gefahren aller Art entgangen war. Wir haben das Portrait des ausgezeichneten Mannes in Nr. 52 des Jahrgangs 1841 der Allgemeinen Modenzeitung mitgetheilt und erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß von dem bekannten eben so unterhaltenden als belehrenden Reisewerke „Malerische Reise um die Welt,“ das in Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig in deutscher Uebersetzung erschienen ist, der größte Theil aus seiner Feder geflossen ist. —